



Intro/Impressum	11
Lichtblick I	12
Alles fließt	14
Beglückendes Licht	16
Raum für die Kunst	18
Lichtblick II	22
Lichtblick III	24
Erfolgsgarant	26
Culture-clash	28
Kriegsschäden	32
Gelungene Uraufführung	34
Expedition zu den Polen	36
L'Inferno	37
Nachruf auf Wolfgang Schulz	38
Shortcuts	40



oper von giuseppe verdi
ab 14. oktober 2012, großes haus
mainfranken theater würzburg



karen Leiber ist Lady macbeth
MACBETH

Von Teatime und Kaffeeklatsch
Tee oder Kaffee?



Infos unter Tel 07931/52212
www.deutschordensmuseum.de

29. September 2012 - 17. Februar 2013
**Deutschordensmuseum
Bad Mergentheim**

„... die Grenzen überfliegen“

Herzog-Ingelhart-Bau von Hermann Hesse, 2. Oktober 1927; Aquarell, Grafik und Öl auf Leinwand, 1927; Hesse im Museum

MUSEUM
IM KULTURSPICHER
WÜRZBURG

DER MALER HERMANN HESSE

3.11.2012 BIS 3.2.2013

Kooperationspartner mit dem
**Bayerischen
Museumspreis**

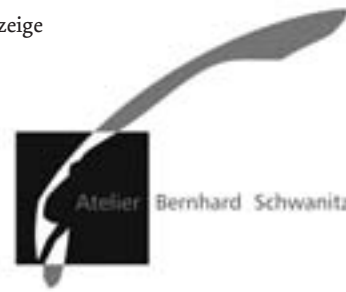
STADT
WÜRZBURG

10 JAHRE
MUSEUM IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG
2002-2012



MUSEUM IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG

Museum im Kulturspeicher
Würzburg
Oskar-Laredo-Platz 1,
97080 Würzburg
www.kulturspeicher.de
Öffnungszeiten
Di 13-18 Uhr
Mi, Fr., Sa., So., 11-18 Uhr
Do., 11-19 Uhr
Mo. geschlossen

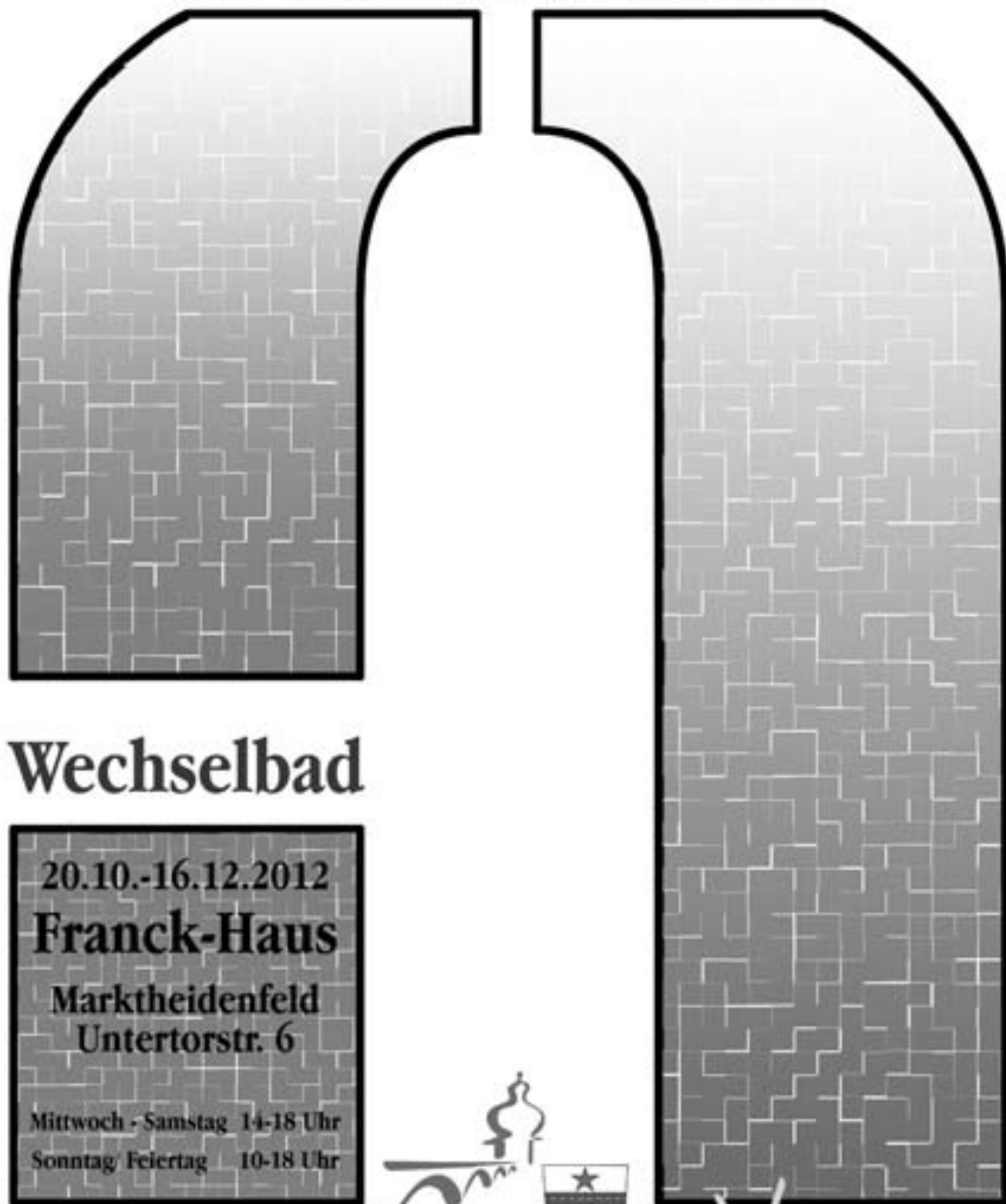


G A L E R I E



Katharinengasse 1, Würzburg www.leinwandundbronze.de

Kunstpries 2012 der Stadt Marktheidenfeld



Wechselbad

20.10.-16.12.2012

Franck-Haus

Marktheidenfeld
Untertorstr. 6

Mittwoch - Samstag 14-18 Uhr
Sonntag/Feiertag 10-18 Uhr

Pellikaan
DESIGN • BUILD • OPERATE



Lesung und Saison-Finissage:
Sa., 24.11.2012, 20.00 Uhr

Edition #2

TILLMANN DAMRAU

Anzeige

Der Kunstverein Würzburg präsentiert – in diesem Jahr in Zusammenarbeit mit dem Mainfranken Theater Würzburg – ein exklusiv geschaffenes Kunstwerk.

Tillmann Damrau ließ sich von dem Roman „Das Ende der Geschichten“ (*Our Tragic Universe*) der britischen Autorin Scarlett Thomas inspirieren. Die Lesung daraus auf der ARTE NOAH mit Schauspielern des Theaters macht dies deutlich.

Im Gespräch mit Christopher Knaus zeigt der Künstler anschließend persönlich Parallelen zu seinem Werk auf.

Tillmann Damrau, „WHAT HAPPENED“, 2012, 700 x 500 mm, Siebdruck, Hochdruck und Malerei auf Bütteln. Jedes Blatt ist ein individuell gestaltetes Unikat. Auflage: 10 Stück, signiert, datiert und nummeriert.

Vorbesichtigung: kontakt@kunstverein-wuerzburg.de
und im Foyer des Mainfranken Theater Würzburg.



Kunstverein Würzburg e.V.
Kunstschrift ARTE NOAH | Alter Hafen (hinter Kulturspeicher) | Oskar-Laredo-Platz 1
97080 Würzburg | Telefon 0171.5454325 | www.kunstverein-wuerzburg.de

„Tricoteuse“
Strickskulpturen von Denise Bettelyoun



11.11.2012 - 21.12.2012

Vernissage:
Sonntag, den 11.11. 2012
14.00 Uhr

Galerie Professorium
Innere Aumühlstraße 15-17,
97076 Würzburg
Tel. 0931-413937

Öffnungszeiten
Do - Sa 18 - 21 Uhr, So 14 - 18 Uhr

Intro

Es gibt sie noch: die „guten“ Nachrichten. Beispielsweise, daß in Tetla de Solidaridad in Mexiko ein Pizzabote umgebracht wurde, weil er die Portativ-Mahlzeit mit vierzig Minuten Verspätung auslieferte. Gut ist natürlich nicht der Mord, wie in dem mittelamerikanischen Land gern mit dem Messer begangen, sondern der Umstand, daß davon überhaupt noch Kenntnis genommen wurde. Zwar verzichtete die Agentur schon mal auf volle Namensnennung des Opfers, aber immerhin ein Soloauftritt, während in Sachen Drogenkrieg oder Bürgerkrieg in Syrien wegen einer Leiche kein allzu großes Aufhebens gemacht wird. Genaugenommen liegt das natürlich vor allem daran, daß die Journalisten ein Pärchen, das einen Pizzaboten fünf Stunden lang quält und dann meuchelt, eben doch für weitaus durchgeknallter halten, als irgendwelche Schergen, Militärs und Diktatoren, die ihr Volk mit Streubomben bewerfen. Den Unterschied macht letztlich das Ressort. Die Streubomben laufen in der Politik (da nimmt man es eh nicht so genau), der Mord am Pizzaboten fällt unter „Buntes“. Bevor es uns endlich schlecht wird, wechseln wir zu einer anderen guten Nachricht: Auch die vor Vernunft, Wahrheit, Menschenfreundlichkeit nur so strotzende Meldung, heute eben aus dem Internet, hat gute Chancen schnell und unwiederbringlich im Orkus zu landen. Anders als von so manchem Netzenthusiasten nämlich behauptet, z.B. dem Schriftsteller Douglas Coupland (den kennt tatsächlich jemand?), verschwinden eben doch jede Menge Inhalte aus dem Netz. Amerikanische Informatiker haben sechs Großereignisse der Jahre 2009 bis 2012 untersucht und festgestellt, daß Mitte 2012 gut ein Viertel der 2009 in ausgewählten Tweets verlinkten Quellen z.B. zum Arabischen Frühling nicht mehr abrufbar ist. „Ein Jahr nach Erstveröffentlichung sind elf Prozent der Online-Quellen nicht mehr am ursprünglichen Speicherort und auch nicht in Web-Archiven abrufbar, danach steigt der Anteil der verschwundenen Seiten um 0,02 Prozentpunkte pro Tag“ (spiegel-online vom 22.9.2012). Das gilt natürlich nicht für jedweden Inhalt. Pornos, rechtsradikale Weisheiten, der FSFI (Female Sexual Function Index) von Angelina Jolie, also all das, was fürs erfüllte Leben unverzichtbar scheint, bis hin zum Web-Auftritt von Weinbauverbänden, wird so oft runtergeladen und gespeichert, daß man immer darauf wird zurückgreifen können. Womit man sich um den Fortbestand des eigenen Lebens wirklich keine Sorgen machen muß. Höchstens um den der Menschheit.

Die Redaktion

nummerneunundsiebzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 - 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Frank Kupke,
Renate Freyeisen [frey], Erhard Driesel, Falk
von Traubenberg, Ulrich Karl Pfannschmidt
[ukp], Eva-Suzanne Bayer, Franz Kimmel,
Bobby Langer, Michaela Schneider
Ludwig Rauch.

Für die Inhalte der
Artikel sind die Autorinnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe HKS 28N
Gesponsert von Amerigo Vespucci

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:			
€ 100	Ganze Seite	180 x 240	(186 x 246)
Short Cuts:			
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100	
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205	
€ 100	Halbe quer	160 x 100	
€ 200	Ganze Seite	186 x 246	
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246	
alle Maße: Breite x Höhe in mm			
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.			

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala	
€ 125	Pantone-Farbskala	
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

€ 42	Mitgliedschaft im	10 x 1 Heft
	Förderverein Kurve e.V.	
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Lichtblick I

82 Jahre und immer noch umtriebig. Der Künstler Eberhard Fiebig hat immer noch neue Ideen parat. Frei nach der Redensart „Kommt der Berg nicht zum Propheten, muß eben der Prophet zum Berg kommen“, bringt er nun seine Kunst direkt zum Publikum. Nicht über ein Museum (in der Sammlung Peter C. Ruppert ist er mit Arbeiten vertreten) sondern über eine mobile Galerie. Zusammen mit dem Neu-Galeristen Hilmar H.W.Krieg vom Artkontor Detmold wurde das Pro-jekt ausgetüftelt, und Mitte Oktober war das originelle Ergebnis dieser Planungen zur Premierentour zum Kulturspeicher in Würzburg aufgebrochen.

In nur zwei Stunden läßt sich der genormte Handelscontainer in eine Präsentationsstätte mit 36 Quadratmeter Grundfläche für Kunst verwandeln. Logisch, daß diese bei der abendlichen Eröffnung schnell gefüllt war. Einziger Künstler der Galerie ist Eberhard Fiebig. Einziger Wermutstropfen: Auf dem öffentlichen Platz mußte laut Verordnung der Vernissagensekt zugedockt bleiben.

Nächste Station ist im November die Zeche Zollverein in Essen, dann geht's nach Hamburg und schließlich nach Detmold.

Text / Foto: Achim Schollenberger



Alles fließt

Stefanie Pöllot auf dem Kunstschiff
"Arte Noah"

Von Eva-Suzanne Bayer / Foto: Achim Schollenberger

Der Ausstellungsraum des vom Würzburger Kunstverein betriebenen Kunstschiffs „Arte Noah“ ist abgedunkelt. Was man aber in der Filminstallation „mehr Sicht als Land“ von Stefanie Pöllot sehen kann, erhellt und sensibilisiert den Wahrnehmungsprozeß des Betrachters. Schon 2010 fiel die Nürnberger Künstlerin (Jahrgang 1964) in der Ausstellung „Drehscheibe II – Nachtseite der Natur“ im Würzburger Kulturspeicher mit ihren ganz kühlen, in ihrer Ruhe seltsam beunruhigenden Filmbildern auf. Auf der Arte Noah bestückt sie den Schiffsbauch mit fünf Super-8-Filmprojektoren, durch die jeweils eine Endlosschleife von bewegten Bildern läuft. Das Filmband selbst wird durch einen vertikalen Ständer wie eine Girlande gehalten, so daß das Material selbst, das locker im Raum schwingt, eine inhaltliche Komponente in den bestrickend komplexen Arbeiten der Künstlerin erhält. Das Illusionen transportierende, Scheinbilder produzierende Medium Film wird also auch als reales Objekt in die Installation integriert.

Wasser ist das große Thema von Stefanie Pöllots Würzburger Installation. Die Künstlerin erfand und arrangierte sie eigens für das Galerieschiff. Ihre Filme zeigen Bewegtes: Aufschäumende Meeressischt, Felsen in der Brandung, Eisläufer wie schwarze, agile Punkte auf einer weißen Fläche, schimmerndes Licht auf einem Wasserspiegel. Doch die Filme erzählen nichts, verweigern Handlung und Geschichten, lenken die Aufmerksamkeit des Betrachters weder durch dramatische Zooms noch durch Kameraschwenks. Wie bei einem Andy-Warhol-Film bleibt die Kamera starr auf das allein bewegte Motiv gerichtet und drängt keinerlei Interpretationen auf. Man sieht wie in einem optischen Mantra immer und immer wieder dasselbe, als trete die Zeit, verrinnend, auf der Stelle. So zeigt sich im Vergänglichem ein Moment der Ewigkeit.

Die grobkörnigen, wie alte Stummfilmbilder ruckelnden Filmbilder werden nicht wie üblich auf eine plane Fläche reproduziert, sondern auf je drei jeweils unterschiedliche Gefäße oder Behältnisse: altmodisch wirkende Flacons, mattierte Weingläser, kleine, weiße Vasen oder drei Teile eines Kaffeegeschirrs. Sie sind so wohlwogen vor dem Projektor platziert, als habe ein Chardin oder Morandi sie für eines seiner Stilleben aufgebaut. Doch durch die Filmprojektion auf den bauchig-voluminösen Oberflächen wird die Stille des Stillebens unterwandert. Nicht nur das. Die konvexen Projektionsflächen geben dem Bild eine eigentümliche, leicht verzerrende Räumlichkeit, spaltet es in drei Spielflächen auf, bringt Raumzäsuren in den homogenen stetigen Bildfluß. Das unentwegte Surren der Projektoren, das gedämpfte Licht, der ganz leichte Geruch nach warmem Metall, das Immerwiederkehren des Immergleichen in Bewegung katapultiert den Besucher aus der Realzeit. Wenn dann auch noch das Wasser spiegelnde Bullauge auf der Bootsdecke einen flirrenden Lichtspiegel wirft, verschränken sich Zeit- Raum- und Realitätsebenen zu einem schwindelerregenden Abenteuer der Befindlichkeit. Neben den fünf Projektoren und den dazugehörigen dreidimensionalen Projektionsobjekten hat Stefanie Pöllot zwei Videos geschaffen. Der eine 2-LCD-Bildschirm zeigt ein partiell bewegtes Standbild von vier Gefäßen, die mit Filmsequenzen von verschiedenen Aggregatzuständen des Wassers „gefüllt“ sind, als wären sie eine Flaschenpost. Der andere Bildschirm präsentiert das Auf- und Abgehen der Künstlerin in ihrem Atelier, gespiegelt in einer Glühbirne. So nimmt Pöllot den Arbeitsprozeß selbst in das Produkt der Arbeit hinein.

An der Stirnwand des Schiffs hängt ein beleuchtetes Großbild-Dia. Pöllot legte einen Hohlspiegel in die Sophienquelle, dem Ursprung des Mains. Der Spiegel dreht die Welt auf den Kopf. Doch auch das just hier Auf-dem-Kopf-Stehen hat einen Sinn. Die Sophienquelle speist die Regnitz. Die fließt in den Main, in dem die Arte Noah schwimmt, führt weiter in den Rhein, in die Nordsee und ins Nordmeer. Im gleichen Fluß fließt nie dasselbe Wasser. Nicht nur Heraklit hätte seine Freude an dieser Bildparabel.

Doch man kann dieses Erlebnis kaum in adäquate Worten fassen. Man muß diese wunderbare, visuell und intellektuell so anregende Ausstellung selbst sehen. Bis 31. Oktober ist noch Gelegenheit dazu. ¶

Eine ART-Führung findet am 31.10 um 18.30 Uhr statt,

Finissage ist um 19. Uhr. Öffnungszeiten:

Mi-Sa. 15-18 Uhr. So 11-18 Uhr.

Die Künstlerin
Stefanie Pöllot
fotografiert ihre
Ausstellung auf
der Arte Noah.



Beglückendes Licht

„Leuchstücke“ von Selcuk Dizlek in der BBK-Galerie

Text / Foto: Frank Kupke

In wenigen Tagen ist eine der bemerkenswertesten Würzburger Ausstellungen dieses Herbstes vorbei: „Leuchstücke“ von Selcuk Dizlek. Für die Präsentation seiner Arbeiten ist die Galerie des Berufsverbands Bildender Künstler (BBK) Unterfranken im Kulturspeicher, BBK-Galerie, komplett abgedunkelt. Denn nur bei völliger Dunkelheit kommen die Licht-Objekte, die der Schweinfurter Künstler Selcuk Dizlek hier zeigt, voll zur Geltung.

Die optisch ungemein spannenden Installationen und Objekte sind allein schon in technischer Hinsicht interessant: Denn die bunten Dinge, die hier in der Finsternis die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, leuchten zumeist gar nicht selber. Sie reflektieren das UV-Licht, das aus den Röhren kommt, die der Künstler extra statt des Neon-Lichts an die Decke montiert hat. Was da von den Wänden so farbenfroh in der Schwärze des Raumes strahlt, ist fluoreszierendes Plexiglas. Aus diesem Material schneidet Dizlek schlanke Streifen, Quadrate und Rechtecke, die er dann in Kästen und Leisten aus Holz oder Metall auf Schienen neben- und hintereinander schiebt. Weil sich diese Scheiben, wie bei einem Schränkchen mit Fronten aus Plexiglas, auch im Endzustand hin- und herschieben lassen, bieten viele von Dizleks Arbeiten eine Fülle von Variationsmöglichkeiten. Eine ganz andere Art der Gestaltung hingegen zeigen die beiden Werke „Gewebtes Licht I und II“, in die jeweils knapp 300 LEDs und ein spezielles, lichtleitendes Gewebe verarbeitet wurden.

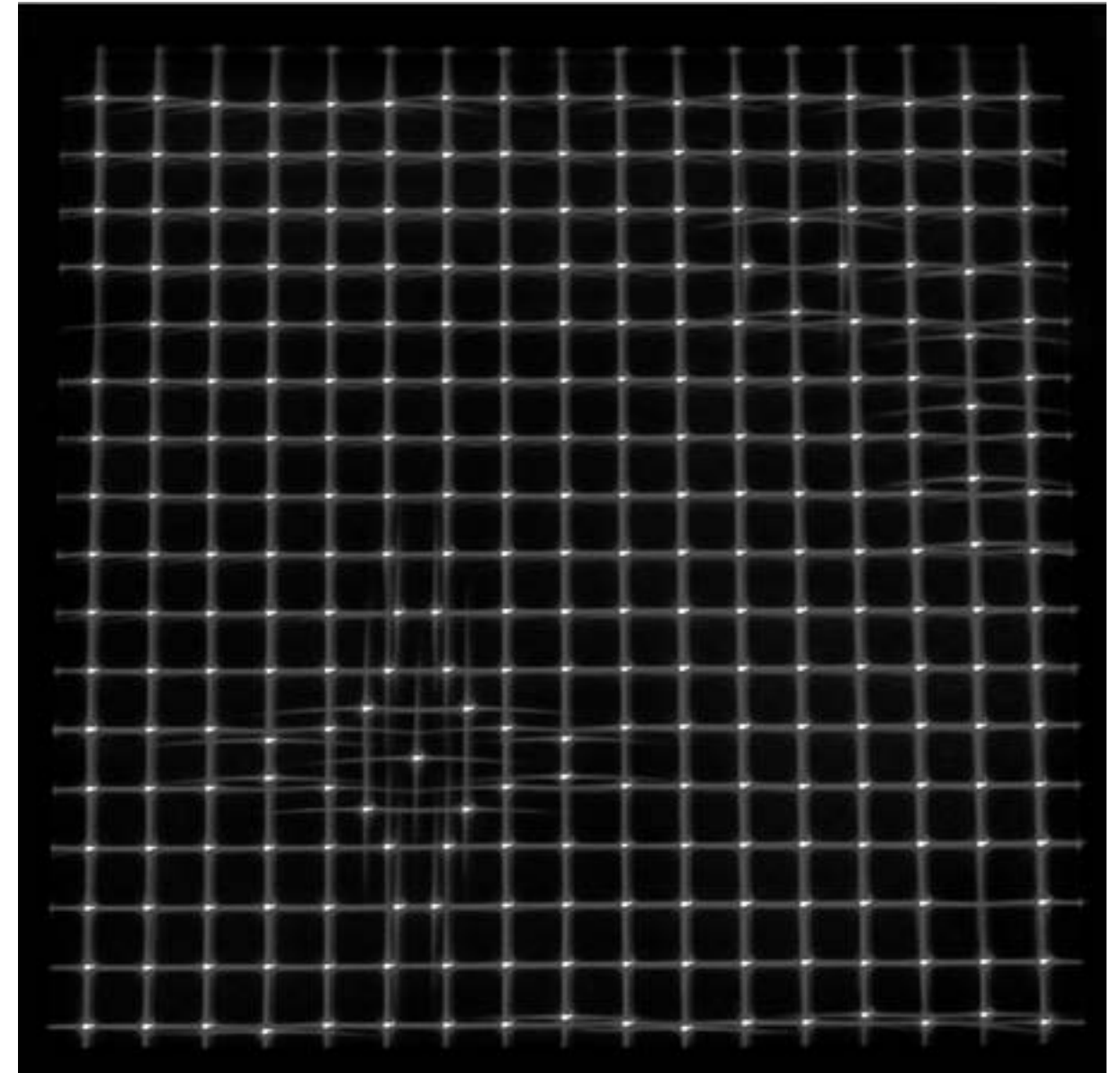
Mit ihrem starken Kontrast zum dunklen Raum

und ihrer kräftigen Farbigkeit bereiten die Installationen einen visuellen Genuß, angesichts dessen sich die Frage nach dem, was das Ganze eigentlich soll, zunächst einmal nicht unbedingt stellt. Der türkischstämmige Dizlek, der 1976 in der unterfränkischen Kugellagerstadt geboren wurde, möchte dem Betrachter keine Vorgaben machen. Und was die Inspiration für seine Arbeiten angeht, sei es gut, wenn ein Künstler etwas zurückhaltend sei, sagt Dizlek, der an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg bei den Professoren Werner Knaupp und Peter Angermann studiert hat und derzeit Kunsterzieher am Schweinfurter Alexander-von-Humboldt-Gymnasium ist. Angeregt werde er vielfach von „urbanen Formen, die man immer so im Hinterkopf hat“, so Dizlek.

Freilich: Mit seinem eigens für diese Ausstellung in der BBK-Galerie gefertigten, eine ganze Wandbreite einnehmenden leuchtenden Streifen-Gebilde namens „Lightmobile“ nimmt er bewußt Bezug zur Umgebung. „Wenn sich jemand dadurch an die Fassade des Kulturspeichers erinnert fühlt, wäre mir das schon recht“, sagt er.

„In meinen Arbeiten ist Flexibilität sehr wichtig“, sagt Dizlek. Und so lassen sich aus den optischen Mobile-Elementen aus Plexiglas, mit denen er in Würzburg auf die Architektur des Kulturspeichers anspielt, auch ganz andere Installationen schaffen. Indes überrascht es schon, daß der Künstler aus denselben Bestandteilen, nur in einer anderen Anordnung, im vergangenen Jahr in der ehemaligen Synagoge im mittelfränkischen Schwabach bei den dortigen Schwabacher Kunsttagen ein Werk namens „Menora Mobile“ schuf. Bei jener Installation ging Dizlek von seinem Verständnis der Symbolik der Menora, des traditionellen siebenarmigen jüdischen Leuchters aus: Wie der Schaft, die zwei Hauptstränge und die Arme der Menora in alle Richtungen weisen würden und damit Wachstum ausdrücken würden, so auch sein Mobile, so Dizlek. Das religiöse Motiv der jüdischen Tradition transformierte er in die künstlerische Form, die sowohl in Schwabach wie auch bei seinen Würzburger Arbeiten in der BBK-Galerie ins Inhaltliche umschlägt, sofern man sich die Zeit zur Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten nimmt. Im übrigen hat dieses Inhaltliche nur wenig mit dem zu tun, was man so Spiritualität nennt. Um so mehr aber mit der beglückenden Wahrnehmung des expressiven Gegensatzes von Dunkelheit und farbigem Licht und den vielfältigsten Assoziationen, zu denen Dizleks Werke anregen. ¶

Öffnungszeiten: Mi-Sa 14-18 Uhr, So 11-18 Uhr. Bis 21. Oktober.



Nachdem wir unsere Leser konsequent zur Farbenblindheit erzogen haben, machen wir jetzt die Gegenprobe: Welche Farbe hat das graue Gitter in Wirklichkeit?

Raum für die Kunst

Amerikanische und europäische Kunst seit 1960 präsentiert das Museum für die Kunst der Gegenwart in Traunreut.

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Chamberlain-Halle Foto: Franz Kimmel



Es soll Menschen geben, die zwei Stunden nach der Ankunft in Salzburg die Freude am Anblick eines prachtvollen Dekolletés verlieren und der Stadt, von Grauen geschüttelt ob des tranigen Kulturangebots und trachtenträchtigen Beschusses auf Augen und Ohren, Hals über Kopf entfliehen wollen. Ihnen bietet sich seit 2011 eine einzigartige Zufluchtstätte.

Vor einem Jahr hat in Traunreut ein neues Museum für die Kunst der Gegenwart eröffnet: DASMAXIMUM, getragen von einer gleichnamigen Stiftung. Niemand muß sich schämen, der Traunreut nicht kennt. Eine junge Stadt, in der Nachkriegszeit in den Ruinen einer Munitionsanstalt von Flüchtlingen besiedelt und bebaut, ist Traunreut heute die größte Industriestadt im Landkreis Traunstein. Achtzig Prozent der Gewerbesteuer im Landkreis werden hier erwirtschaftet. Es gibt also wenig Altes und viel Industrie. Mit einem Wort, ein wunderbarer Ort, um sich von dem geballten Kitsch in Salzburg zu erholen.

Hier hat sich Heiner Friedrich einen Traum erfüllt. Wie die Museumsleiterin, Frau Dr. Löffler, sagt, nicht seinen letzten Traum. Weitere Projekte sind in USA und Deutschland in Vorbereitung. In die Hallen seiner väterlichen Fabrik, eigentlich eher Baracken aus der Gründerzeit der Stadt, hat er ein Museum eingepflanzt für seine persönlichen Wegbegleiter. Von der Münchner Maximilianstraße 15, von wo er in den sechziger Jahren mit seiner Frau Six Friedrich und seinem Partner Franz Dahlem aus der Galerie Friedrich und Dahlem die Münchner und Starnberger Bürgerschaft mit einer Kunst erschreckte, die man zuvor hier nicht erblickt hatte, die man selbstverständlich nicht einmal für Kunst hielt, wanderte er 1972 in die USA aus, grenzenlos enttäuscht, nachdem die furchtsame Politik abgelehnt hatte, u.a. zur Olympiade in München, das Projekt von Walter de Maria, den „vertikalen Erdkilometer“ auf dem Schuttberg des Geländes zu finanzieren. Erst fünf Jahre später wurde die Arbeit auf der Documenta 6 in Kassel realisiert. Friedrichs Galerie zeigte zum Beispiel auch Josef Beuys und Siegmund Polke erstmals in München. Hier wurde Pionierarbeit geleistet, Arbeit auf einem sehr vertrockneten Acker. Kunst vor Kommerz.

In den USA gelang, was ihm in München versagt blieb. Zusammen mit seiner Frau Philippa aus der Öldynastie de Menil gründete er, immer auf der Suche nach guter moderner Kunst, in New York die DIA Art Foundation, die in alten Häusern von Manhattan Werke von Walter de Maria realisieren und bewahren half: den „Earthroom“ und den „Broken Kilometer“. Er nahm das Wort vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten ernst und förderte mit der Stiftung und den Mitteln seiner Frau Projekte, die wegen ihrer Größe oder wegen

ihrer Kosten sonst nicht hätten entstehen können. Er kaufte weniger fertige Arbeiten, lieber half er, Werke entstehen zu lassen. Er finanzierte das „Lightning Field“ von de Maria in New Mexico - 400 Stahlpfähle auf 44 Quadratkilometern Fläche, den Ankauf von 140 Hektar Land für Donald Judds Gesamtkunstwerk in der Chinati-Foundation in Marfa in der Wüste von Texas.

Die DIA Art Stiftung verschaffte auch Künstlern wie Dan Flavin und John Chamberlain Orte, an denen sie ungehindert ihren Ideen nachgehen konnten. Als Manhattan für Friedrichs Pläne zu klein wurde, übernahm die DIA Art Foundation eine alte Keksschachtelfabrik in Beacon, 40 Kilometer aufwärts des Hudson, wunderschön über dem Ufer gelegen. Friedrich hatte sie vom Flugzeug aus entdeckt. In den sanierten Hallen entstand 2003 ein einmaliges Museum. Kaum sonst auf der Welt sind die Arbeiten von Walter de Maria, Mike Heizer, Andy Warhol, Dan Flavin, Fred Sandback, Donald Judd, Sol LeWitt, Louise Bourgeois, Bruce Nauman, Robert Ryman schöner zu sehen, dazu die größten, raumgreifenden Werke von Richard Serra. Weniges aus Deutschland: Blinky Palermo, Josef Beuys, Imi Knoebel, Gerhard Richter, Bernd und Hilla Becher.

Nun ist Friedrich wieder zurückgekehrt in die Hallen seines Vaters. Wie schon in Beacon ist die Baustruktur der Hallen freigelegt und die Dachträger, Pfeiler und Stützen sichtbar geworden. Die Wände sind einfach weiß gestrichen, so daß die räumliche Qualität spürbar wird. Der Boden ist mit Parkett belegt, in das Dach sind Oberlichter geschnitten, so daß das Licht von oben kommt.

Jedem seiner Künstler hat er einen eigenen Raum gegeben, mal größer, mal kleiner, immer so, daß die Arbeiten optimal zur Geltung kommen. Große Arbeiten von Andy Warhol hier, Werkgruppen von Imi Knoebel dort. Auf dem Boden eine Arbeit von de Maria und eine große Halle für viele, große Stahl-Skulpturen von John Chamberlain. Ein ganze Halle allein hat Dan Flavin für seine Arbeit „European Couples“ von 1966 -1971, in der sein farbiges Licht erstmals bei uns vollständig und überwältigend inszeniert wird. Dazu Arbeiten von Uwe Lausen, mit über 50 Werken zur Zeit ein Schwerpunkt, und Georg Baselitz sowie Maria Zeres. Eine Epoche amerikanischer und europäischer Kunst seit 1960 ist hier auf 3 000 m² konzentriert zur Anschauung gebracht. Und, was durchaus erfreulich ist, es gibt noch Platz für Erweiterungen. ¶

Innenansicht einer Halle mit Arbeiten von Walter de Maria. Foto: Franz Kimmel



DASMAXIMUM ist im Sommer an Samstagen und Sonntagen von 12-18 Uhr geöffnet.
In der Winterzeit an den gleichen Tagen von 11-16 Uhr. Gruppen ab 15 Personen können sich für freitags anmelden.
Sie erreichen das Museum von der Salzburger Autobahn, Abfahrt 109 - Grabenstätt, nach etwa 20 Kilometern über Chieming.

Lichtblick II

Panoramastraßen durchmessen Kontinente, Philosophenwege laden zum Schauen und Denken. Manch schönen Hügel krönt ein Monopteros. An steilen Hängen kleben Pavillons für einen geschützten Blick in die Landschaft. Wohin man kommt, bietet ein Aussichtspunkt, ein Belvedere, ein Point de vue, ja wenigstens eine Bank Ruhe und Betrachtung. Das ist in Franken wie sonst in der Welt.

Die Lande um den Main liegen so friedlich im herbstlichen Licht, die Blätter der Weinstöcke leuchten, das Wasser des Flusses spiegelt und glänzt, in der Ferne blauen die Berge, vor ihnen die gekämmten Hänge der Rebzeilen. Über allem wölbt sich ein klarer Himmel. Ein herrliches, ein wundervolles Land. Doch hinter dem schönen Schein verbirgt sich ein mystisches Geheimnis. An Orten mit besonderer Aussicht wirkt eine Kraft, die Gehirne verflüssigt. Das Ergebnis könnte man als „Liquid Brain“ bezeichnen. Die Befallenen nennen die Punkte deshalb „Magische Orte“ und mit dem Begriff „Terreur F(ormidable)“ - furchtbarer Schrecken - warnen sie vor ihnen. Zehn solcher Stellen sind bisher entdeckt worden. Die Warnung ist berechtigt. Alle Opfer verfallen unwiderstehlich der Lust, dem Kaiser wieder neue Kleider anzuziehen, die deutsche Sprache zu verhunzen, den Worten ihren Sinn zu rauben und eine ganze Landschaft auf den Altären der Werbung zu opfern.

Der Betrachter erinnert sich wehmütig der Zeiten, in denen die wahre Magie sich in den Kellern der Winzer entfaltete. Möge ihr Schutzherr Kilian auf Viktor von Scheffel hören und die rüdigen Schäflein seitwärts in den Wald treiben. ¶

Weinberg am Stein: „Hier haust der Terreur F(ormidable)“
Text/Foto: Ulrich Karl Pfannschmidt



Lichtblick III

Panoramastraßen? Paah. Ausgefrante Asphalttrassen, selbst einbahnig überfordert. Schlaglochpisten mit innerörtlichem Wildwechsel. Die letzten Peripatetiker werden hier plattgemacht. Tempelchen? Pavillons? Oben auf diesen Weinsteinhalden? Herrliche Aussichten – fürwahr. Kaum erklimmen offenbart sich das ganze Elend des Maintals. Ödemonopol im herbstlichen Smog; ein zarter Ölfilm verleiht der Brühe Glanz. In der Ferne bergt das Grau. Ach, wär’s bitte so platt wie in der Puszta, statt Point of view gäb’s ein Látogatóközpont – viel Horizont, sonst nichts. (Na gut, den Ungarn hat’s auch nicht geholfen.) Aber

hier – bei uns – wird gleich jeder Huckel verklärt. Für Erdstrahlen empfängliche Halbjungfrauen des Weinbauverbandes schwärmen aus und erspüren mit hypertrophen Grützbeuteln – von Weingeist (Liquid Brain) umspült – magische Orte. „Magische Orte?“ So was gibt’s doch gar nicht! Gab’s höchstens zur Unzeit! Wird’s nie mehr geben! Hättet ihr halt den Kilian nicht reingelassen! Und außerdem kann man Magie nicht betonieren. Und schon gar nicht irgendwo, wo halt gerade noch Platz ist. Erst muß man Platz schaffen. Hat die Bahn in Würzburg übrigens gerade gemacht. Das (Bild) war mal ein schöner Lokschuppen. ¶

Text: Wolf-Dietrich Weissbach / Foto: Achim Schollenberger

Erfolgsgarant

Würzburg ehrt
Bockshornchef
Mathias Repiscus
mit Kulturpreis



Von Michaela Schneider
Foto: Weissbach

Fast zwei Jahrzehnte ist es her, daß ein junger, unbekannter Kabarettist bei Mathias Repiscus in Sommerhausen anklopfte und darüber klagte, daß seine Karriere nicht so recht anlaufe. Der Regisseur erkannte das Talent des Oberbayern und nahm ihn unter seine Fittiche. Unter anderem choreographierte er mit ihm eine Actionnummer, in der der junge Kabarettist den Computerhelden Supermario gab. Markenzeichen: ein verkehrt herum getragenes Baseball-Käppi. Trainiert wurde nicht nur auf der Bühne, sondern auch in den unterfränkischen Weinbergen: „Der junge Mann schnaufte bei den Proben immens, deshalb gingen wir zusammen joggen“, erzählt Repiscus schmunzelnd.

Mathias Repiscus stammt ursprünglich aus der Schweiz. Nach dem Schulabschluß besuchte er in Frankfurt die Schauspielschule. Er spielte hier an der Städtischen Bühne und in Kellertheatern, wechselte dann zum Modernen Theater nach München. 1970 folgte er dem Ruf Luigi Malipieros ans Torturmtheater in Sommerhausen. Es folgten unter anderem Engagements in Paderborn, Münster und Hannover. Repiscus erzählt: „In den 80er Jahren begann ich am Beruf des Schauspielers und Theaterregisseurs zu zweifeln.“ Nach Brecht, Dürrenmatt und Frisch sei nichts mehr nachgekommen. „Ich fragte mich: Ist Schauspiel wirklich noch interessant?“ Weil er mehr am Puls der Zeit sein wollte, wandte er sich dem Kabarett zu und eröffnete im Oktober 1984 das Bockshorn-Theater in Sommerhausen. Ab 1986 beruflich wie privat an seiner Seite: seine heutige Ehefrau Monika Wagner-Repiscus. Nach 17 Jahren in Sommerhausen zog das Bockshorn im Oktober 2001 nach Würzburg in den Kulturspeicher um. „Die Stadt Würzburg trat damals an mich heran“, erzählt der Theaterchef. Der Zeitpunkt sei der richtige gewesen: Das Bockshorn war inzwischen derart bekannt, daß es mit seinen 100 Sitzplätzen in Sommerhausen längst zu klein war. Heute zählt das Bockshorn in Würzburg zu den bekanntesten Kabarettbühnen in Deutschland.

Ein Engagement, das sich lohnen sollte: Der unbekanntere Nachwuchskünstler war kein geringerer als der Komiker Michael Mittermeier. Das Super-Mario-Baseball-Käppi sollte der Oberbayer noch Jahre auf der Bühne tragen.

Bei zahlreichen weiteren Größen der deutschen Kabarettszene führte Repiscus Regie, er gilt in der Szene längst als Erfolgsgarant. Mit dem Aschaffener Urban Priol arbeitet der Schweizer seit 25 Jahren zusammen und hat sämtliche Soloprogramme mit ihm entwickelt. „Urban ist ein bißchen abergläubisch. Ich glaube, er hätte ein schlechtes Gefühl, wenn nicht mehr ich derjenige wäre, der seine viel zu langen Programme eindampft“, erzählt der Regisseur. Im Herbst zeichnete die Stadt Würzburg Mathias Repiscus nun mit dem Kulturpreis aus, denn: 1984 eröffnete er das Bockshorn-Theater in Sommerhausen und holte bereits in den Anfangsjahren Kabarettgrößen wie Dieter Hildebrand und Otfried Fischer nach Unterfranken. Im Oktober 2001 zog Repiscus auf Wunsch der Bezirkshauptstadt mit seinem Bockshorn von Sommerhausen in den Würzburger Kulturspeicher. Heute zählt es zu den bedeutendsten Kabarettbühnen im deutschsprachigen Raum. Dennoch wirkt der kleine Mann mit der grauen Schilmütze im Gespräch eher bescheiden.

Bis zu 150 Veranstaltungen gehen pro Jahr im Bockshorn über die Bühne – geeignete Künstler zu finden, sei gar nicht so einfach, sagt der Theaterchef. So schaut er DVDs an, besucht – wenn zeitlich irgendwie machbar – andere Bühnen und tauscht sich mit Kollegen aus. „Gerade bei jungen Unbekannten muß man sehr genau hinschauen“, weiß Repiscus. Manch einer habe seine berühmten fünf Minuten – das mache aber noch kein abendfüllendes Programm aus. Für die sogenannten Großen indes ist das Bockshorn mit seinen 200 Sitzplätzen eigentlich zu klein. „Warum sollen sie hier auftreten, wenn sie auch einen Saal mit 1000 Besuchern füllen können?“ stellt Repiscus in den Raum. Daß im Bockshorn trotzdem echte Kabarettgrößen auftreten, zeugt vom Ruf der kleinen Bühne. Erst kürzlich spielte zum Beispiel Django Asül im Kulturspeicherkeller. „Künstler wie er haben mir schon gesagt: Sie fühlen sich hier zu Hause“, erzählt Repiscus.

Und auch, wenn sich der Bockshornchef über prominente Besuche freut: Vor allem liegt ihm die Nachwuchsförderung am Herzen. Das „Kabarett New Star Festival“ im November ist zur festen Einrichtung geworden, junge Talente können sich hier an drei Abenden erstmals im Bockshorn vorstellen. Woran aber erkennt ein Mathias Repiscus

echte Nachwuchstalente? „Lapidar formuliert ist die Frage: Hat ein Künstler etwas zu sagen?“ Hinzu kommen Ausstrahlung und Präsentation – doch stellt der Regisseur klar: Nicht jeder Künstler bringe von vornherein das Gesamtpaket mit. „Der Würzburger Mathias Tretter zum Beispiel ist einer, der von der Feder herkommt. Am Komödiantischen arbeite ich dann mit ihm“, so Repiscus.

Als Regisseur sei er bekannt als „harter Hund“, sagt Repiscus von sich selbst, fügt aber gleich an: Eine gewisse Altersmilde stelle sich langsam ein – auch wenn er sein eigentliches Alter niemandem verrät. In der praktischen Arbeit mit den Künstlern schaue er sie sich auf der Bühne an, verringere dann die Defizite und baue ihre Stärken weiter aus. Es gehe darum, Persönlichkeiten in den Vordergrund zu stellen: „Anders als beim Theater kann ein Regisseur einen Kabarettisten nicht in eine Jacke zwängen. Das Gesamtbild muß stimmen – dann ist das Programm gut.“

Dabei haben sich die Anforderungen in der Szene verändert. Während seiner Anfänge in Sommerhausen sei es noch um Nummernkabarett gegangen, daran wurde mit Künstlern hart gearbeitet, erinnert sich Repiscus mit einer gewissen Sehnsucht ans Inszenieren. Das habe sich mit dem Trend zu Stand-Up-Comedy verändert. „Heute braucht jeder sein Markenzeichen und muß unterhaltsam moderieren können“, sagt Repiscus. Den Mittelfranken Christof Stählin bezeichnet er als den „vielleicht noch einzigen literarischen Kabarettisten“ in der heutigen Zeit der Comedy. Kritik übt Repiscus vor

So wird das nix

Mit hohem Anspruch war das Leuchtturm-Projekt „Kulturgut“ vor zehn Ausgaben gestartet worden. Strahlkraft sollte die mit finanzieller Unterstützung seitens der Stadt Würzburg betriebene Zeitschrift besitzen und über die Stadtgrenzen hinaus vom regen kulturellen Leben künden. Leider ist in Zeiten der Energiesparlampe nicht viel davon zu erkennen; außerhalb ist wenig bis gar keine Wirkung auszumachen und innerorts liegen die Hefte lange stapelweise und warten auf ihre endgültige Bestimmung in der blauen Tonne. Dieses Schicksal ist freilich hiesigen Publikationen dieser Art oft beschieden, gehen doch Auflagenhöhe, Anspruch und wirkliches Publikumsinteresse gehörig auseinander, auch wenn Zahlen – gern von den Machern deklamiert – das Gegenteil verkünden sollen.

Was aber in der jüngsten Ausgabe des Kulturguts passiert, läßt uns an dessen Anspruch wirklich zweifeln. Da will man Würzburg als Kulturstadt profilieren und nützt nicht einmal in der letzten Ausgabe (dieses Jahres?) die Möglichkeit, den Träger des Kulturpreises der Stadt 2012, den Leiter des Bockshorns Mathias Repiscus, zu würdigen. Keine Zeile, nicht einmal sein

allein an der TV-Szene: „Es gibt Comedians, die im Fernsehen extrem flach wirken, ganz anders als auf der Bühne – schlichtweg weil’s die Sender so wollen und die Künstler nicht anders auftreten lassen.“ Falls es Zensur in Deutschland heute gebe, dann im Fernsehen, so sein scharfes Urteil.

Neben dem reinen Kabarett spielt in Matthias Repiscus’ Leben zudem die Musik eine maßgebliche Rolle. Privat ist er Klassik- und Jazzliebhaber, hat früher selbst Schlagzeug gespielt. Und auch auf der Bühne arbeitet er mit Musikern zusammen: So hat er zum Beispiel beim aktuellen Programm des mehrfach ausgezeichneten Ansbacher a-capella-Ensembles „Viva Voce“ Regie geführt. Repiscus’ Liebe zur Musik spiegelt sich dabei auch im Bockshorn-Programm wider. Seine Anforderung: Es sollte möglichst alles dabei sein – solange die Qualität paßt. Aber Repiscus betont: „Die Palette ist groß, mit der ich einverstanden bin.“ Er selbst liebe Irritationen auf der Bühne, bedauert aber: Das absurde Kabarett habe es in Deutschland schwer, das Publikum sei hier eher für Handfestes.

Daß er nun mit dem Kulturpreis der Stadt Würzburg ausgezeichnet werde, habe ihn überrascht, betont der Bühnenchef. Vor allem freue ihn: Viele Bürger hätten ihm inzwischen persönlich gesagt, daß er den Preis wirklich verdiene. Doch etwas anderes freut den Wahl-Würzburger noch mehr: Nämlich zu beobachten, wie sich seine Zöglinge entwickeln und von Nachwuchstalenten zu gefragten Kabarettisten heranwachsen. ¶

Name taucht auf. Ein ansehnlicher Artikel mit opulentem, wenn auch etwas blaßen Foto wird dagegen der Fotografin Katrin Heyer gewidmet, die einen der drei Kulturförderpreise ergattert hat. Ihre beiden Mitpreisträger, die Musiker Marco Netzband und Johannes Pfeuffer sind, im Gegensatz zu Heyer, die nun dank Kulturgut immerhin zwei bedruckte hat, noch relativ unbeschriebene Blätter, das rechtfertigt dennoch nicht, wieso beide in einem winzigen Anhang an das Fotografinnenportrait abgehandelt werden. Gerne wüßte man mehr über die beiden.

Scheint die Vergabe der Kulturpreise und vor allem der Förderpreise der Stadt, genau so wie die Zusammensetzung des Findungsgremiums und deren Vergabekriterien geheimnisvoll intransparent und von Eigenartigkeit umwoben (einige der Förderpreisträger haben schnell nach Vergabe das Weite gesucht oder sich als Band schon vorher aufgelöst, und haben darüberhinaus auch keine erwähnenswerte künstlerische Vita; was, bitte, wird da eigentlich gefördert?), so ist es unserer Meinung nach einfach peinlich, wenn man den Kulturpreisträger 2012 der Stadt Würzburg unter den Teppich kehrt. Ist das Absicht? Ist das nun Kulturgut? So wird das nix mit dem Leuchtturm!

Die Redaktion

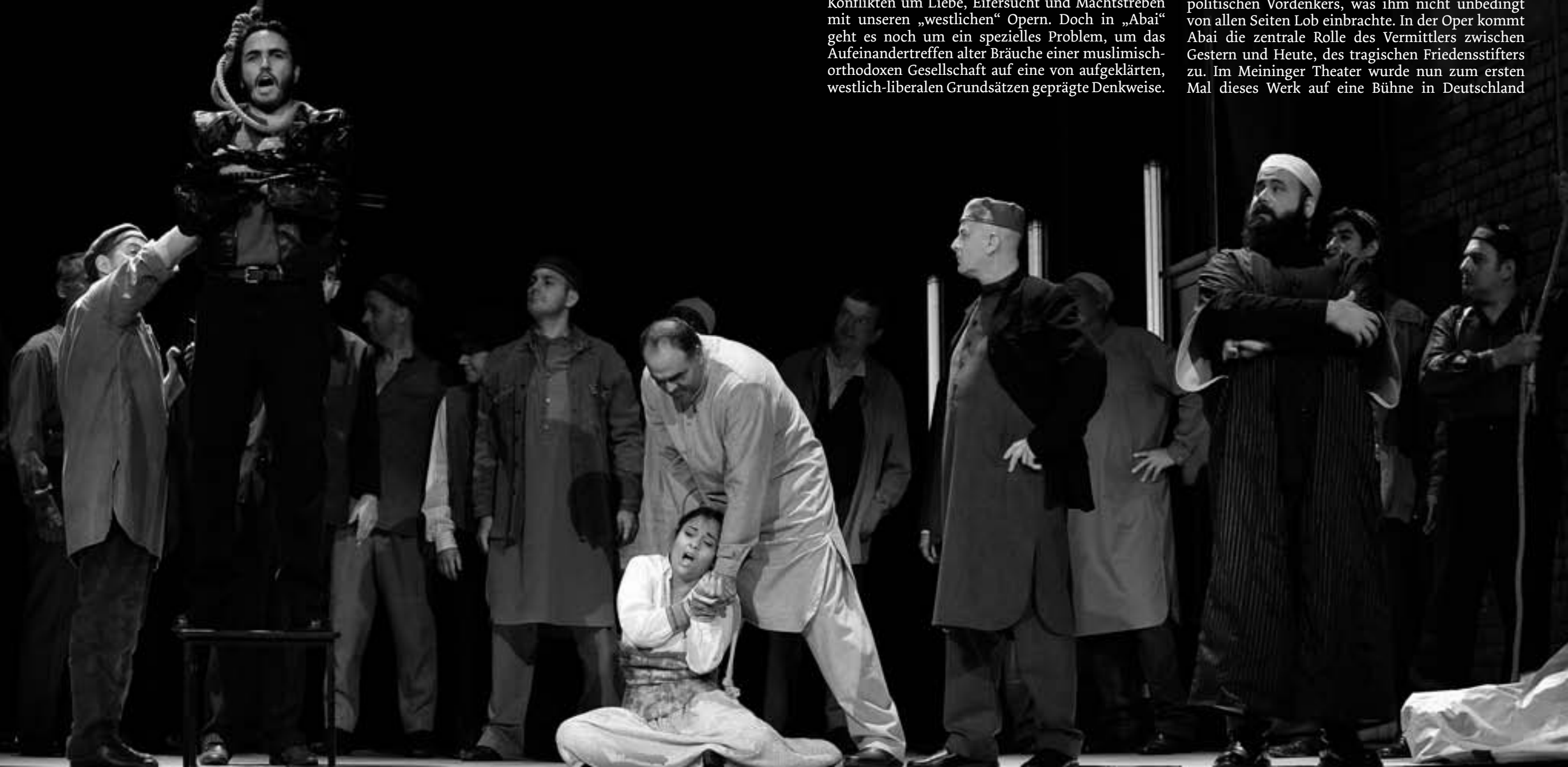
Culture-clash

Die kasachische Nationaloper „Abai“ in Meiningen

Von Renate Freyeisen / Fotos: Erhard Driesel

Andere Länder, andere Sitten – die hierzulande völlig unbekannte Oper „Abai“ der kasachischen Komponisten Achmet Schubanow und Latif Hamidi wird seit ihrer Uraufführung 1944 jedes Jahr zur Eröffnung der Saison des Nationaltheaters der Hauptstadt Almaty in diesem mittelasiatischen Staat gegeben. Dieses Werk verströmt irgendwie ein exotisches Flair durch die bisweilen folkloristischen Elemente sowohl in der Handlung als auch in der Musik. Aber das Ganze besitzt ebenso eine gewisse Ähnlichkeit in den Konflikten um Liebe, Eifersucht und Machtstreben mit unseren „westlichen“ Opern. Doch in „Abai“ geht es noch um ein spezielles Problem, um das Aufeinandertreffen alter Bräuche einer muslimisch-orthodoxen Gesellschaft auf eine von aufgeklärten, westlich-liberalen Grundsätzen geprägte Denkweise.

Hier das Recht der muslimischen Familie, ihre Tochter mit dem vom Vater ausgesuchten Mann zu verheiraten – dort der Wunsch und Wille der Tochter, den geliebten Mann ihrer eigenen Wahl zu ehelichen. Zärtlichkeiten vor der Hochzeit werden nach der Tradition als Verstoß gegen die Moral angesehen, müssen nach dem Recht der Scharia mit dem Tod bestraft werden. Damit beginnt die Oper. Eigentlich spielt sie um 1870, also noch zu Lebzeiten des Nationaldichters und Nationalheros Abai (1845-1904), eines Goetheverehrer, Philosophen und politischen Vordenkers, was ihm nicht unbedingt von allen Seiten Lob einbrachte. In der Oper kommt Abai die zentrale Rolle des Vermittlers zwischen Gestern und Heute, des tragischen Friedensstifters zu. Im Meiningener Theater wurde nun zum ersten Mal dieses Werk auf eine Bühne in Deutschland





Dae-Hee Shin als Abai.

gebracht. Regisseur Ansgar Haag versetzte es, nachdem er es in Almaty gesehen hatte, in die Zeit nach dem Tod Stalins, also in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Das erlaubt eine Verschärfung der Konflikte. Einerseits gibt es da schon die „modernere“, die russische Art zu leben, andererseits herrschen in den Köpfen der Radikalen noch die alten Vorstellungen. Zur Zeit ist dies ja leider recht aktuell. Haag läßt alles in einem Kulturhaus spielen, in einem Kinosaal, dann in einem Büro des Ortsvorsitzenden. Die Akteure tragen teils westliche Kleidung, teils treten sie auch in den traditionellen Kostümen ihres Landes auf. Folklore ist vor allem bei der Hochzeitsfeier angesagt. Die Musik der beiden Komponisten klingt für unsere Ohren teilweise ungewohnt, nicht so eingängig. Sie ist zwar nicht atonal, aber es gibt kaum einprägsame Melodien, da oft auf einer Linie eine Art Sprechgesang moduliert wird, was für die Sänger wohl relativ schwer zu merken ist. Doch die Musik illustriert das Geschehen deutlich, auch mit Rhythmusinstrumenten; wenn es um die Liebe geht, darf z. B. das Cello eine bewegend schwärmerische Kantilene singen. Wenn es dramatisch wird, unterstreichen aufgeregte Akzente wie beim Chorlied „Wie ein böses Wolfsrudel“ effektiv die Aussage; bei der Hochzeit erklingen natürlich Tanzrhythmen, auch Schwermütiges fehlt nicht. Besonders schicksalsträchtig wird es, wenn am Ende der Chor des trauernden Volkes a cappella das Goethegedicht „Über allen Wipfeln ist Ruh“ intoniert. Aber der folgende Aufruf „Gebet acht – es lauert der Feind in der Nacht“ hebt das Besinnliche auf und warnt für die Zukunft.

Mit heroischen Taten beginnt die Ouvertüre zur Oper: Dabei schaut sich das Volk einen historischen Film an, über Krieg und Kampfspiele. Als dieser reißt, entdeckt man das Liebespaar Ajdar und Azar in inniger Umarmung. Und dies löst den Konflikt aus. Denn die Fundamentalisten unter den Zuschauern fordern den Tod der beiden. Schon versuchen einige, den jungen Mann aufzuknüpfen, da gebietet im letzten Moment der im Volk hoch verehrte Abai Einhalt. Der Fall soll vor Gericht entschieden werden. Der oberste Richter, ein hoch dekoriertes General, plädiert dafür, daß die beiden heiraten sollen. Das mißfällt den Scharfmachern. Sie verschwören sich, wollen Abai mit Gift töten. Bei der Hochzeit aber greift der Bräutigam Ajdar versehentlich zum Todestrunk und stirbt. Alle sind unendlich traurig, wünschen eine bessere Zukunft. Der Haupt-Rädelsführer wird verhaftet;

es scheint, daß sich der mäßigende Einfluß von Abai durchgesetzt hat. So die Handlung, musikalisch durch die Meininger Hofkapelle eindrucksvoll unter der Leitung von Alan Buribayev begleitet. Durch den Bariton Dae-Hee Shin erhielt die Figur des Abai darstellerisch wie gesanglich sehr sympathische Züge; die wohltimbrirte Stimme mit schöner Mitteklang nie angestrengt, konnte durch differenzierte Färbung die Aussagen bestens unterstützen. Sein heimlicher Feind Asim blieb in der Gestaltung durch Xu Chang ein wenig blaß, was aber auch an der Musik lag. Stephanos Tsirakoglou, mit mächtigem Bart und Kaftan, war auch dank seines dunklen Basses ein richtig unsympathischer Aufwiegler und Fanatiker Zirensché. Von seiner äußeren Erscheinung her und mit seinem kräftigen, strahlenden, allerdings gegen

Ende in den Höhen etwas angestregten Tenors stellte Rodrigo Porras Garulo überzeugend den verliebten Ajdar als modernen jungen Mann dar. Ernst Garstenauer verkörperte als Richter Syrttan in Generalsuniform und mit seinem profunden, weit tragenden Baß unbedingte Autorität. Camila Ribero-Souza als Azar war vor allem im Folklorekostüm bei ihrer Hochzeit süß anzusehen und sang mit leicht abgedunkeltem Sopran recht ordentlich. Ein weiteres Liebespaar, Kokbaj, Francis Bouyer, und Karlygasch, Carolina Krogius, scheint eher vom Glück begünstigt als die beiden, weil es sich an die Regeln hält. Am Schluß gab es viel Beifall für den Chor, die recht realistische, mutige Aufführung und die Sänger. ♪



Wenn das mal kein Giftmischer ist? Xu Chang als Asim, dem heimlichen Feind von Abai.

Kriegsschäden

„Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“ im Mainfranken Theater Würzburg

Von Eva-Suzanne Bayer
Fotos: Falk von Traubenberg

Die Welt war aus den Fugen. Auf der Vorderbühne liegen – wie auf der Flucht weggeworfen – Kleidungsstücke und Haushaltsgerätschaften. Ein Soldat geht an der Rampe entlang und wirkt vor dem hell erleuchteten Hintergrund wie ein Scherenschnitt, unkörperlich flach, zur Uniformschablone abgemagert. Der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Österreich hat nicht nur im Land, sondern auch in den Menschen, Spuren hinterlassen. Man kann diese Welt nur verstehen, wenn man den Krieg und die Traumata, die er gerade bei den Soldaten ausgelöst hat, nicht ausblendet.

Nach diesem vielversprechenden Auftakt, mit dem Regisseur Hermann Schneider Gotthold Ephraim Lessings „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“ im Mainfränkischen Theater Würzburg eröffnet und Lessings Komödie, unmittelbar nach dem Friedensschluß 1763 datiert, vom damals hochaktuellen Zeitstück in eine zeitlose Parabel erweitert, taucht Schneider ganz in Aufklärung und Rokokozeitkolorit. Das Bühnenbild von Bernd Franke ist kühl, nachkriegskarg und gewinnt im Laufe der Zeit immer heller vom Licht, aber auf vom Glanz der Vernunft Minnas. Als Major von Tellheim, physisch und psychisch verkrüppelt vom Krieg, sich ganz am Schluß seiner Uniform entledigt und wieder ganz (Zivil)Mensch (in Unterwäsche) wird, fahren die Kulissenwände des Gastzimmers, in dem Minna eingemietet hat, in halbe Bühnenhöhe. Wieder wird das historisch verflochtene Stück in die Zeitlosigkeit (und die Aktualität) geöffnet.

Mehr unternimmt Schneider dankenswerterweise nicht, um das Stück im Heute zu verorten. Auch die Kostüme (Götz Lanzelot Fischer) strotzen vor Rüschen und Bändern, von pastellfarbigen Perücken und Rokokotalmi. Den Draht zum Hier und Jetzt muß man schon selber finden. Im Mittelpunkt steht ein damals sicher anders als heute interpretierter Ehrbegriff. Die Ehre, was immer das ist, verbietet Major von Tellheim, aus dem Heer entlassen, verwundet, verarmt, seine ihm in glücklichen Tagen – also im Frieden – verlobte Braut Minna von Barnhelm zu heiraten. Regisseur Schneider und seinem Hauptdarsteller gelingt es nur zum Teil, den Konflikt zu klären. An Kai Christian Moritz als Tellheim hängt die ganze Last, diesen sperrigen Charakter mit seinem unsäglichem Edelsein-Masochismus bis zum geläuterten leidenschaftlich Liebenden nachvollziehbar zu machen. Sein Tellheim ist zu Beginn steif, fast roboterhaft und eingezwängt in ein Korsett der Selbstenttäuschung – auch in den Bewegungen, die selten in den Raum greifen. Ein strahlender Sieger wollte er sein. Als (vermeintlicher) Versager kann er sich nicht ertragen. Das Schicksal hat ihn beleidigt, seine Eitelkeit tödlich verletzt, seine Selbstachtung vernichtet. Er nimmt sich nur als Gewinner an, als Inkarnation des Edelmutts, als Ehrenmann, der sich nur aus dem Bild definiert, das die Gesellschaft sich von ihm macht. Jede noch so gutgemeinte Hilfe weist er zurück, weil das bedeutete, daß er seine Notsituation und seine Schwächen akzeptiert. So ein Charakterbild ist alles andere als von gestern. Doch man glaubt diesem Tellheim nicht so recht, daß er, sowie er dem Soldatenstand entsagt und sich (tatsächlich) seiner Uniform entledigt, zum lebenswerten, selbstbewußten Menschen mausern wird. Aber Lessings Stück trägt ja nicht seinen ramponierten Namen im Titel, sondern den seiner klugen Braut Minna von Barnhelm. Sie wird gespielt von der zauberhaften Elinor Eidt, die kurz vor der Premiere für die erkrankte Kollegin einsprang, und die zu einem Höhenflug von natürlichem Charme, weisen Witzes und spitzbübischer List ansetzt. Wie sie jauchzt, als sie ihren Tellheim in Berlin wiederfindet, wie sie tanzt vor Freude, ihre Gefühle kaum bändigen kann, wenn sie den Geliebten endlich sieht. Da ist so viel Frische, Unmittelbarkeit und Seelengrazie, aber auch Ernst, Verständnis und warme Herzlichkeit, daß es eine Freude ist, ihr zuzusehen. Ob ihre Lüge, auch verarmt zu sein, die Teufel „Falsches Ehrgefühl“ und „selbstmitleidiger Narzissmus“ aus ihrem Verlobten endgültig exorziert, bleibt fraglich.

Alle andern Schauspieler folgen überaus gekonnt dem wunderbar geschmierten dramaturgischen Mechanismus dieser unvergleichlichen Komödie. Christina Theresa Motsch als kecke Franziska füllt das pfiffige Kammermädchen sehr intelligent und heiter aus. Rainer Appel als Paul Werner zeigt Gemüt und Mitleid, Humor und einen Funken sehr sympathische Schüchternheit. Vor allem aber versteht man ihn – wie auch Max de Nil – akustisch ausgezeichnet. Tellheims anhänglicher Bediensteter Just (Robin Bohn) findet nicht nur vorlaute, sondern auch sensible Töne, und der Wirt (Kai Markus Brecklinghaus) ist nicht die windschlüpfrige Charge, als die er sonst angelegt wird. Ein griffiges Rollenporträt wird er aber nicht. Überhaupt die Nebenfiguren. Lessing gab ihnen wenigstens einen individuellen Charaktertupfen mit. Hier funktionieren sie als Handlungsklammer. Max de

Nil als aufgeputzter Oheim Minnas mit Sonnenbrille (Ist er blind? Und wenn ja – wofür?), Anna Sjöström als tief im Trauerflor verschleiertes Opfer von Tellheims überbordendem Edelmutt und schließlich Issaka Zoungrana als völlig überzogener Riccaut de Marliniere, der ja eigentlich das gewissenlose Gegenbild von Tellheim sein soll.

Am Ende ist die Welt nicht mehr aus den Fugen, aber auch nicht in Ordnung. Denn DIESER Tellheim, nicht nur kriegs-, sondern auch grundsätzlich in seinem Ego geschädigt, ist unersättlich im Bedarf an Seelenbalsam. Er ist zwar vom hohen Roß heruntergestiegen, aber noch lang nicht auf dem Boden eines humorvollen Selbstverständnisses angekommen. Man kann sich die künftige Majorin von Tellheim nicht als durchweg glückliche Frau vorstellen.

Aber die Theatersaison fängt anregend an. ¶



Die Minna und ihr Tellheim.



Unmittelbar nach der Uraufführung der „Shakespeare-Lieder“ durch das Vocalensemble Würzburg in der Deutschhauskirche: der Komponist Gottfried Stein (rechts) und der Chorleiter Christian Rohrbach. Foto Kupke

Gelungene Uraufführung

Vocalensemble Würzburg interpretierte Shakespeare-Lieder von Gottfried Stein

Text / Foto: Frank Kupke

Mit neuen Werken avantgardistischer Musik ist das ja so eine Sache: Meistens erklingen sie nur ein einziges Mal, nämlich bei der Uraufführung, um dann für immer in der berühmten Schreibtischschublade zu verschwinden. Nun, mit dem Stück, das jetzt in Würzburg aus der Taufe gehoben wurde, dürfte es anders sein. Die Shakespeare-Lieder des Frankfurter Komponisten Gottfried Stein, die nun erstmals im Rahmen eines Benefizkonzerts des Vocalensembles Würzburg zugunsten des Kindergartens der Deutschhauskirche erklangen, haben durchaus das Zeug zu weiteren Aufführungen. Dafür dürfte die plastische musikalische Sprache und die klare Kompositionsstruktur von Steins sechs Liedern auf Texte von William Shakespeare für gemischten Kammerchor a cappella sorgen. Zudem verwendet der 80jährige Komponist, der übrigens in dem bestens besuchten Konzert in der Deutschhauskirche zugegen war, durchwegs das dur-moll-tonale Klangmaterial, wie es wohl den meisten Hörern klassischer Musik vertraut sein dürfte.

Ein Gutteil zum Gelingen dieser Uraufführung trug freilich die Gestaltungskraft der ausführenden zwölf Sängerinnen und zehn Sänger bei, die unter Christian Rohrbach eine ganz famose interpretatorische Leistung zeigten. Rohrbach war einst Mitglied im renommierten Windsbacher Knabenchor und ist nicht nur ein hervorragender Chorleiter, der an den Musikhochschulen Würzburg und Mainz als Korrepetitor lehrt, sondern auch ein exquisiter Sänger als Countertenor, was er in dem Konzert als Gesangssolist in so unterschiedlichen Stücken Alter Musik wie dem überschwenglichen „It was a lover and his lass“ von Thomas Morley (1557-1602) und den ergreifenden Drei geistlichen Konzerten von Lodovico da Viadana (1564-1645) unter Beweis stellte. Rohrbachs musikalische Führungsqualitäten und das stupende Interpretationsvermögen des Chores wurden ins besondere in der grandiosen Darbietung des überaus diffizilen Chorsatzes „Full Fathom

Five“ aus den Three Shakespeare Songs von Ralph Vaughan Williams (1872-1958) und der Gottfried-Stein-Uraufführung überdeutlich.

Steins Shakespeare-Lieder besitzen vieles von dem, was dazu gehört, um den unmittelbaren Weg zu Herz und Hirn der Zuhörer zu finden. Allen voran eine direkte Ausdruckskraft, die sich in diesem speziellen Fall des großen kompositorischen Einfühlungsvermögens des Komponisten in die Shakespearesche herbe Desillusions-Lyrik verdankt. Gottfried Stein, der in den 50er Jahren eine Zeitlang bei Wolfgang Fortner Komposition studiert hat, wollte einen dritten, einen eigenen kompositorischen Weg jenseits der damals gerade en vogue befindlichen Kompositionsweisen von Zwölftontechnik und sogenannter Gemäßigter Moderne gehen. Ob er in Sachen musikalisches Material und musikalische Idiomatik wirklich einen eigenen, unabhängigen Weg gefunden hat, darf zwar bezweifelt werden – sein Material entspricht letztlich eben doch dem der dissonant gewürzten neobarocken Spielmusik der 20er und 50er Jahre –, aber er hat einen durchaus selbständigen Tonfall gefunden, der auf sehr glückliche Art und Weise zur Poesie Shakespeares paßt, bei der selbst im Frühlings-Reigen („When daisies pied“) das Thema der Vergänglichkeit anklingt. Steins Musik ist unsentimental und zugleich voller Empathie für die Irrungen und Wirrunen der menschlichen Seele, wie sie in Shakespeares Versen zum Ausdruck kommen. Seine Akkorde sind oftmals stark quartig und quintig – samt den damit einhergehenden Großsekund- und Kleinseptimreibungen –, eine Nähe zu Orff ist unüberhörbar (so etwa in „Balthasar’s Song“), aber auch terzenselige Chorsätze (beispielsweise zu Beginn von „Come away, death“) sind bei Stein durchaus nicht verpönt.

Mit seinem A-cappella-Gesang entfaltete das Vocalensemble Würzburg insbesondere bei der Stein-Uraufführung – wie auch beim Vaughan Williams – seine ganze musikalische Kraft. So war es kein Wunder, daß der Komponist Gottfried Stein, als er von Rohrbach nach der Uraufführung nach vorne vors Publikum gebeten wurde, Glückwünsche des Chorleiters und lebhaftesten Applaus der Zuhörer entgegennehmen konnte. Für Rohrbach war es übrigens das letzte Konzert, bei dem er das Vocalensemble Würzburg leitete, weil er seine Tätigkeit in Mainz ausdehnt. Es sind bereits einige Nachfolger Rohrbachs im Gespräch, darunter ist auch der Organist Willi Schmidts, der in dem Deutschhauskonzert als sehr guter Orgelbegleiter zu hören war. ¶

Expedition zu den Polen

Steffen Möller im Luisengarten

Von Bobby Langer / Foto: Ludwig Rauch

Wie? Expedition zu den Polen? Geht's noch? Was soll ich denn da? Und wieso „Expedition“? „Ja nun, waren Sie denn schon mal in Polen?“ „Nö. Wo liegt das denn?“

Zugegeben, die letzte Frage war übertrieben. Die meisten Deutschen dürften wissen, daß Polen „nicht weit weg“ liegt. Aber doch weit genug entfernt, um da nicht hinzufahren. 70 Prozent aller Deutschen waren noch nie jenseits der Oder-Neiße-Linie. Eine Fahrt zu den einstigen „Untermenschen“ hat also tatsächlich Expeditionscharakter, jedenfalls aus innerdeutscher Sicht. Franzosen beispielsweise können das nicht nachvollziehen; Frankreich und Polen sind traditionell befreundet. Vielleicht sind Polinnen ja deswegen so modebewußt. Als Steffen Möller im Saalbau Luisengarten kürzlich das Publikum fragte, wer denn schon mal in Polen gewesen sei, waren die Antworten tatsächlich verhalten. Dabei war der Saal ausverkauft. Bis auf den letzten Platz. Sogar zusätzliche Stühle hatte man heran schaffen müssen, um der Nachfrage Herr zu werden.

Dabei ging es gar nicht um Papua Neuguina, sondern um Polen. Steffen Möller ist hochkarätiger Kabarettist, den Literatur de luxe zum wiederholten Male nach Würzburg geholt hat (www.literaturdeluxe.de). Dabei hat er nur ein Thema: die Polen und die Deutschen. Was heißt: nur ein Thema? Ist Polen nicht groß und vielfältig genug, um es zum Lebensthema zu machen? Und die Polen? Genau genommen ist aber weder Polen Möllers Thema noch seine Bewohner. Steffen Möller spricht über die Polen eigentlich nur, um die Deutschen ins Visier zu nehmen, ihr Verhältnis zu den Polen, ihre Vorurteile, ihre Denkklichees; letztlich also über die Deutschen und die Ausländer. Denn wer kein Deutscher ist, ist ein Ausländer. Oder? Natürlich muß Möller dazu die Polen charakterisieren. Das tut er auf eine so charmante und liebevolle Art, daß seine des Polnischen mächtigen Fans im Saal einerseits bestätigend die Köpfe nicken, andererseits beinahe vom Stuhl kippen vor Lachen. Wie kommt Steffen Möller dazu? Woher hat er seine Landeskenntnisse? Nun, er spricht fließend Polnisch und gilt in unserem



Nachbarland als der zweitbekannteste Deutsche – gleich nach dem Papst. Nach seinem Start als Deutschlehrer in Polen avancierte er zum Star in der polnischen Kult-Soap „L wie Liebe“. Sogar den Fernsehpreis der polnischen Fernsehakademie als „Neuentdeckung des Jahres“ hat er erhalten. Sein Kabarettstil ist allein schon deshalb besonders, weil der Zuschauer nie genau weiß, wann die Fakten in Kabarett umschlagen und umgekehrt. Eine Fahrt nach Polen ist also tatsächlich eine Fahrt ins Unbekannte. Was wissen wir schon über Polen? Daß dort geklaut wird? Irrtum, die Kriminalitätsrate ist weit niedriger als in Deutschland. Und sonst? Wußten Sie zum Beispiel, daß die Polen Schrebergärten ähnlich lieben wie die Deutschen, das Pilzesammeln aber mehr als den Fußball? Daß man deshalb im Herbst mehr Polen im Wald findet als im Sommer an der Adria? Wußten Sie, daß Polen ein Musterland der EU ist? Oder daß es sich zum drittbekanntesten Auswandererziel der Deutschen – nach der Schweiz und den USA – gemausert hat. Nein, das ist kein Kabarett, sondern ernst. Überhaupt streitet Steffen Möller ständig ab, Kabarett zu machen, vielmehr liefere er eine Reality Show, sei Emigration Consultant für alle, die Deutschland den Rücken kehren und nach Polen flüchten wollen (was sich jeder seiner Zuhörer offenbar ein bißchen vorstellen kann). Dazu habe er in seiner Heimatstadt das Wuppertaler Institut für Zukunftsforschung gegründet. Letztlich sei das hier ein Großgruppen-Consulting. Und eine Einführung in die Grundlagen des polnischen Small Talks und der polnischen Mentalität. Deren Kernbegriff lautet „trudno“, was so viel heißt wie c'est la vie oder in amerikanischer Übersetzung: shit happens. Positive thinking liege den Polen nämlich nicht, sie gehen die Dinge eher melancholisch an. Sie sprechen nicht vom Ärmel hochkrepeln, sondern sie tun's. Deshalb war Polen im Krisenjahr 2009 auch das einzige EU-Land mit Wirtschaftswachstum. Auch das ist kein Witz. Zum Schluß dafür ein Deutschenwitz, wie er gerne in Polen erzählt wird: „Warum braucht der normale Deutsche zwei Pillen Viagra statt einer wie die Polen? Nun, bei der erste Pille geht nur der rechte Arm hoch zum Hitlergruß.“ Stimmt, ein geschmackloser Deutschenwitz, so geschmacklos wie die meisten Polenwitze. Aber wer sagt schon, daß Expeditionen zum guten Geschmack führen? Sie erweitern den Horizont. Und das tut Steffen Möller mit seiner „Expedition zu den Polen“ definitiv. Wer ihn nicht sehen kann, kann ja sein gleichnamiges Buch lesen. Ist eben erschienen. ¶

Mehr zu dem Mann gibt's unter www.steffen.pl.

L'Inferno

Aperçu von Ulrich Karl Pfannschmidt

Kurz vor seinem Tod 1321 hat Dante die „Göttliche Komödie“ vollendet. Der erste Teil des Werkes spielt in der Hölle. Hier versammelte Dante alles, was ihm böse und widerwärtig schien. So geht der Erzähler von Schrecken zu Schrecken, von einem Höllenkreis zum nächsten. Im achtundzwanzigsten Gesang des achten Höllenkreises begegnet er mit Vergil, seinem Begleiter, Mahomed und Ali. Selbst für eine Zeit, der Greuelthaten durchaus vertraut waren, ist die Beschreibung Dantes beachtlich. Hoffnung für Mensch und Kultur ist 700 Jahre nach Dante nicht in Sicht. Daß die Hölle heute das Jenseits mit der Erde vertauscht hat, ist kein Fortschritt. Machtversessenen Rattenfängern fällt es leicht, aus einer verelendeten Gesellschaft einen zügellosen Mob zu ködern. Aus der Komödie ist längst eine Tragödie geworden. Die Lage in der islamischen Welt ist mit Karikaturen nicht zu fassen. Sie sind Ausdruck verzweifelter Hilflosigkeit. Folgen wir also Dante! Im 8. Höllenkreis, 28. Gesang, Vers 2 – 5, in deutschen Stanzeln, frei bearbeitet von Paul Pochhammer, 1913 heißt es:

*Ihr könnt, ein grauses Volk zeretzter Leichen,
mit dem der Höllenbucht euch nicht vergleichen!*

*Es glich – vom Kinn zur Kerbe glatt durchhauen –
Geplatztem Fasse einer, der dort ging.
Man konnte in die Brust hinein ihm schauen.
Indes Gedärm ihm an den Beinen hing,
War weit geöffnet, wie ich sah mit Grauen,
auch Bauch, After, Becken und Geschling!
Jetzt riefer, wühlend in den Eingeweiden,
wie um auf meinen Blick mich zu bescheiden:*

*„Sieh selbst mich meine Wunden offen halten,
„Sieh, wie ich, Mahomed, verstümmelt bin!
„Sieh Ali, der dort vor mir weint, gespalten
„Das Angesicht, vom Scheitel bis zum Kinn!
„Sieh alle hier, die Jungen wie die Alten, –
„Zeretzten Leibes schreiten sie dahin,
„Weil Anlaß sie zu Kampf und Streit gegeben
„Und Spaltung stifteten im Erdenleben!*

*„Ein Teufel wartet dort, der unverdrossen
„Von neuem jeden jämmerlich zerzaust,
„Und dessen Schwert auf mich und die Genossen
„Nach jedem Umlauf grausam niedersaust,
„Weil unsere Wunden unterdes sich schlossen.*

Keine Bilanz

Zum Tod des Autors, Schauspielers, Regisseurs und Theaterleiters Wolfgang Schulz.

Von Frank Kupke

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Gut möglich, daß er sich jetzt gerade direkt mit einem seiner Revolutions-Helden unterhält, die er als mythisch überhöhte Figuren – Racheengel einer durch den hegelschen Weltlauf gedemütigten Vernunft – in einem seiner letzten Projekte, dem Theater-Kaleidoskop „Wer nicht kämpft, hat schon verloren“ auf seiner Werkstattbühne im Keller der Rüdigerstraße 4 vom Hades ins Hier und Jetzt schickte: Wolfgang Schulz ist tot. Und da ihm, dem mit klassischer Bildung von der Antike über Weimar bis zur Avantgarde überreich ausgestatteten Todfeind eines Bildungsbürgertums, für das Kunst nichts anderes ist als Besitz, Status, Erbauung, Zerstreung und Luxus, auf den unter allen Gütern in Krisenzeiten als allererstes verzichten werden kann, nichts verhaßter gewesen wäre, als philiströs bilanzierende Würdigungen dessen, was er, der Theater-Provokateur, denn nun als Persönlichkeit und Lebensleistung so alles in seinen 72 Jahren erreicht habe, soll hier erst gar nicht versucht werden, dergleichen in Angriff zu nehmen. Einen biedereren, mit heiteren Anekdoten gewürzten Nachruf, der beispielsweise nach einer braven, chronologischen Auflistung der von ihm verursachten Theater-Skandale und Skandalchen seine akademische Meriten, die er sich durch seine Dissertation zur Würzburger Theatergeschichte zweifellos verdient hat, genauso wenig vergäße wie die vermeintlichen Mankos seines Anti-UL-Stückes und etwa mit der Frage schlösse, ob sich Schulz' politische Haltung – und die war nun mal glasklar links – nicht vielleicht doch genauso überlebt haben könne wie die von einer solchen

Denkweise erzeugte Kunst, hätte Wolfgang Schulz nicht verdient. Und auch nicht die mit güldenem Humor untergejubelte Weisheit, daß ja sogar er, der Anarchist und rote Zelot, am finanziellen Tropf öffentlicher Mittel hing, ja mittlerweile von tiefschwarzen Personen des öffentlichen Lebens, die ihm einst spinnefeind waren, zumindest als sogenannter Kulturschaffender akzeptiert sei und man im übrigen ja nicht wissen könne, ob Wolfgang Schulz, wenn er denn nicht gar im Grunde seines Herzens längst seinen lieben Frieden mit den kulturellen Gutmenschen gemacht habe, zumindest die von ihm attackierten Verhältnisse letztlich doch irgendwie gebraucht habe, um überhaupt einen Feind zu haben, ohne den er nicht habe schreiben und handeln können.

Aber Schulz hat sich die Verhältnisse nicht ausgesucht. Sie sind in Würzburg genauso wie in München, Berlin, New York und Unterpleichfeld. Der Rest ist Lokalkolorit. Für Schulz, wie für jeden Künstler, gab's Provinz nur im Kopf.

Doch auch auf die Gefahr hin, sich durch sonnige Erinnerungen an den Toten mehr der eigenen Lebendigkeit zu vergewissern als das Faktum, daß Wolfgang Schulz tot ist, zu vergegenwärtigen, ist es ja vielleicht nicht gänzlich unangemessen, wenn der Verfasser dieser Zeilen eine kurze persönliche Erinnerung an seine erste Begegnung mit einem der hellsten und wortgewaltigsten Würzburger Köpfe anfügt. Die Kitsch-Gefahr ist bei dergleichen im allgemeinen bekanntlich beträchtlich. Sei's drum.

Es dürfte im Sommer 2000 gewesen sein, als der Autor dieses Textes plötzlich meinte, es mal mit dem Theater versuchen zu müssen. Über Umwege war mir das Angebot gemacht worden, im Efeuhof beim Sommernachtstraum den Demetrius zu geben. Mit einer Gefühlsmischung aus Vorfreude und Spannung ging ich, der absolute Theaterneuling, in die Probe.

Der einarmige, kahlköpfige Mann auf dem Regiestuhl war irritierend. Schulz saß zunächst ruhig da. Aber er sah sich das Ganze nicht lange an. Er sprang auf, gestikuliert, rezitierte und deklamierte. „Aus dem läßt sich was machen“, sagt er einige Stunden später. „Aber das macht Arbeit, viel Arbeit.“ An diesem Nachmittag kostete es mich vor allem Wut, Fleiß und Schämen. Aber es machte Spaß. Bis Schulz schließlich sagte: „So – und das jetzt fünf Stunden täglich.“ Nun, das war meinem Elan nicht unbedingt förderlich. – Desillusioniert überließ ich die Bühne lieber anderen Leuten, die's besser können. Aber Schulz nahm einem dergleichen nicht übel. Und ich ihm seine Ehrlichkeit auch nicht. ¶



Short Cuts & Kulturnotizen



Detail einer Arbeit von Georg Ruedinger
Foto: Kupke

Kolonialismus und Globalisierung. Und auf der Anklagebank sitzt der Westen. Aber selbst dort, wo Ruedinger politisiert, ja gerade dort besitzt seine Bildsprache eine große, poetische Suggestionskraft.

[kup]

Öffnungszeiten: Di.-Do. 11-18, Fr. 11-20, Sa. u. So. 11-18 Uhr.
Bis 28. Oktober.

Auch ein seriöser Wissenschaftler wie der aus Würzburg stammende Arzt und Japanforscher Philipp Franz von Siebold (1796-1866) ließ es sich – bei aller professionellen Zielgerichtetheit seiner sämtlichen Unternehmungen – zumindest als Student in der Domstadt am Main mal richtig gut gehen. Dies macht die neue **Sonderausstellung im Siebold-Museum** in der Frankfurter Straße 87 deutlich. Die gleichermaßen spannende wie aufschlußreiche Präsentation steht nämlich vorwiegend im Zeichen von Siebolds Würzburger Jugendjahren. Als Siebold im Jahr 1796 in Würzburg geboren wurde, herrschte hier noch der letzte Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach. Und als er 1823 auf seine erste Japan-Reise ging, war die Stadt seit neun Jahren Teil des Königreichs Bayern. Dazwischen lag die Kurfürsten- und Großherzogtumszeit. Und genau diese Zeit der Um- und Aufbrüche, in der der berühmteste Sproß der Würzburger Arztfamilie Siebold aufwuchs, beleuchtet die neue Ausstellung anhand von Objekten aus öffentlichen und privaten Sammlungen, die teilweise erstmals in dieser Präsentation öffentlich zu sehen sind. Daß Siebold das Studentenleben ganz offensichtlich genossen hat, belegt die Ausstellung genauso, wie sie mit einer exklusiven Auswahl von Originalgegenständen das damalige Brauchtum der Studentenverbindungen illustriert. Siebold blieb seiner Corps Moenania zeitlebens eng verbunden.

[kup]

Öffnungszeiten:
Di-So 14.30-17.30 Uhr. Bis 20.
Januar 2013.

Philipp Franz von Siebold
für Japaner von
Kawahara Keiga (1786-1865)



Es ist eine genauso ferne wie bedrohte Welt, in die der 75jährige **Georg Ruedinger** die Besucher seiner Ausstellung „Zwischen den Welten“ entführt, die derzeit in der Galerie der Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens (VKU) im **Würzburger Spitale** an der Alten Mainbrücke zu sehen ist. Der gebürtige Aschaffener und frühere 1. Vorsitzende des Berufsverbandes Bildender Künstler (BBK) Unterfranken ist an seinem Wohnort Margetshöchheim genauso zu Hause wie in den zahlreichen Ländern rund um den Globus, die er in den vergangenen Jahrzehnten bereist hat. Er kam und kommt nie als Tourist, der es auf pittoreske Szenen abgesehen hat, sondern als ein Gast, der mit großem Respekt allem Fremden begegnet. Die Spannung zwischen abendländischer Herkunft und Sehnsucht nach außereuropäischer Urfahrung prägt die 40 Werke, die hier im Spitale zu sehen sind. Menschenleere Felsformationen treten in phantasievolle Beziehungen zu tropischer Flora. Aber dies ist kein Eskapismus. Vielfach thematisiert Ruedinger die Zerstörung und weiterhin bestehende Bedrohung der Naturvölker. Freilich liebäugelt er mitunter mit Naturmystik und dem Rousseau'schen Ideal vom edlen Wilden. In den illustrations- und comic-haften Graphiken der „Korewori“-Serie wird die künstlerische Klage zur Anklage von

Himmliche Tees zum rundum Glücklichsein



Über 300 Sorten an losen Tees
sowie praktisches Teezubehör und Tee-Präsente.

Absolut himmlisch: z.B. unsere Bio-Kräutermischung
„Zum Glücklichsein“

Tee Gschwendner

Anja & Frank Teitscheid · Domstraße 19 · 97070 Würzburg
Tel. 0931 / 465 27 80 · tg.wuerzburg@web.de

„Tricoteuse“ ist die neue Ausstellung betitelt, mit der das **Professorium - Galerie für zeitgenössische Kunst** dem Würzburger Publikum **Denise Bettelyoun** vorstellen will. Die Künstlerin, 1967 als Tochter des Oglala-Sioux-Indianers „Little Runner“ und einer Deutschen in Heidelberg geboren, studierte Kunstgeschichte und Anglistik in Kiel und Heidelberg, Freie Gestaltung im Bereich der Visuellen Kommunikation in Offenbach/Main. Sie absolviert zur Zeit ein Promotionsstudium an der Leibniz Universität in Hannover.

Tricoteuse ist das französische Wort für Strickerin. „Tricoteuses“, Strickerinnen, nannte man während der Französischen Revolution die aus dem Arbeiter- und Kleinbürgermilieu stammenden, politisch radikalen Frauen, die am Fuß der Guillotine saßen und sich die Zeit der Wartens auf die Enthauptung der Verurteilten mit Stricken vertrieben. Geschlechtsspezifisches, weibliches Tun wurde aus der privaten Sphäre in den öffentlichen, männlichen Raum verlagert und als politische Teilhabe postuliert.

Denise Bettelyoun zeigt im Professorium Strickskulpturen. Für die Künstlerin hat das Stricken als Medium der Kunst einen „hochinteressanten Wirkungsbereich, denn es findet eine Erweiterung der textilen Kommunikationsinhalte statt, die sich sehr stark von kulturell tradierten Rezeptionsweisen unterscheidet“. Nach ihrer Meinung bildeten Handarbeiten komplexe Systeme aus, die auf Prinzipien basieren, die denen der Natur entnommen sind. Sie seien quasi ein Spiegel der Prinzipien unserer menschlichen Existenz. Aus der Wiederholung eines Einzelelementes, der Masche, entstehe eine Struktur, eine Systematik, welche eine Lösung darstelle für ein ganz bestimmtes menschliches Bedürfnis, beispielsweise jenem Bedürfnis nach einer zweiten Haut, die der Form des Körpers folgen kann und ihn wärmen, schützen und zu isolieren vermag. [sum]

„Tricoteuse“, Strickskulpturen von Denise Bettelyoun,
Ausstellung vom 11.11.2012 – 21.12.2012,
Vernissage: Sonntag, 11.11.2012, um 14 Uhr.
Professorium – Galerie für zeitgenössische Kunst im
Malerfürstentum Neu-Wredanien,
Innere Aumühlstr. 15-17.
Öffnungszeiten: Do-Sa 18-21 Uhr,
So 14-18 Uhr.



Ist das nun Kunst am Bau(m)? Foto: Schollenberger



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65 - 110, Cup A - I



10. Filmnächte im Hofkeller

Director's Cut

13. bis 15. November 2012

13. November, 19 Uhr: „Haie der Großstadt“, USA 1961

14. November, 19 Uhr: „Lohn der Angst“, F/I 1953

15. November, 19 Uhr: „Haben und Nichthaben“, USA 1944

15. November, 22 Uhr: „Eins, Zwei, Drei“, USA 1961

Information und Kartenvorverkauf:
Telefon 0931.30509-27

www.hofkeller.de